



# • Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung •

Nr. 21.

Wiesbaden, den 20. Februar 1916.

5. Jahrgang.

## Inhaltsangabe:

„Rüdesheim“, von Hofrat Dr. E. Spielmann, Wiesbaden. — „Neue deutsche Lyrik“, von Dr. Hans Bethge. — „Auf dem Wege zum Himmel“, Erzählung von Gustav Schröder. — „Berse“, von Viktor Blüthgen. — „Zwei Erlebnisse“, von H. D. Ehrler. — „Immer dieselben“, Berliner Beobachtungen. — „Wilderbogen fürs Haus“. — „Lustige Ecke“.

## Sum Geleite.

Beschränkt sind wir alle. Beinahe immer erfahren die Sitten, Manieren, Vorstellungen, die nicht in unserm kleinen Kreise zu Hause sind, unsere unbedingte Mißbilligung. Und selbst da, wo unser Urteil sich einigermaßen frei gemacht hat, bleiben wir doch unbewußt immer noch die Sklaven unseres Geschmades. Multatuli.

## Rüdesheim.

Von Dr. E. Spielmann.

Seit uralter Zeit spielt Rüdesheim in Sage und Geschichte eine Rolle. Hier, wo der Rhein seeartig erweitert und tief ist, da trug sich der Akt der Nibelungensage zu, der für deren ganzen Verlauf so verhängnisvoll werden sollte. Der grimme Hagen versenkte nämlich hier in den tiefen, tiefen Rhein den Nibelungenschatz; auf dem Felsen stand er und schleuderte Stück für Stück in die Flut, wo die weißen Naden und Arme der Rheintöchter auftauchten, die mit Röchern und Frohlocken die kostbaren Gegenstände auffingen und sie hinabtrugen, um sie im Kristallpalaste ihres Herrn und Gebieters, des silberbebarteten, schiffbekränzten Vater Rhein, aufzuhäufen. Die Strafe blieb denn auch für den Missetäter nicht aus; er muß nächtig am Berge sitzen und den versenkten Schatz bewachen, damit er am Ende nicht doch noch durch Zauber-gewalt entdeckt und entführt wird.

„So muß ich hier in grauer Nacht  
Des Schatzes Hüter sein,  
Den ich mit Eist hierher gebracht,  
Versenkt hab' in den Rhein.“

Ihn hebe nimmer Menschenhand  
Uns Tageslicht herauf. —  
Die Sonne nur, sie darf's, sie fand  
Mit glühendem Blick ihn auf.

Sie brühet um die Felsen hier  
Und haust an dem Gestein,  
Bis hell das Gold in Fluten ihr  
Zuströmet aus dem Rhein.“

Es ist treffend von dem nassauischen Dichter gesagt:  
Die Sonne trägt das Rheingold in die Weinberge. Das  
heißt ohne Bild: die Reflexe der Sonnenstrahlen vom  
Wasser auf die Weinberge lassen die Trauben dort erglühen

und reifen. Der Wein wird doppelt geseuert, einmal durch das direkte Auffallen der Strahlen und dann durch deren Widerprall vom breiten Wasserspiegel. So reist die Traube im Sonnenbrand am Rüdesheimer Berg; jener ist der Geburtshelfer des Rüdesheimer, der also mit Recht ein Sonnenkind genannt wird.

„Er kommt zur Welt auf sonnigem Stein,  
Hoch über dem Rhein, hoch über dem Rhein,  
Und wie er geboren, da jauchzt überall  
Im Lande Trompeten- und Paukenschall;  
Da wehen mit lustigen Flügeln  
Die Fahnen von Burgen und Hügeln.“

In vielen Terrassen, von des Winzers ausdauernd fleißiger Hand geschaffen, klettern die Wingerte die runde Kuppe des Rüdesheimer Berges hinauf. Es sind viele Jahrhunderte vergangen, beinahe ist das Jahrtausend voll, seit die ersten Roder die Art und die Haue anlegten. Die Urahnen haben im Schweiß ihres Angesichts nach dem im Weinberge verborgenen Schatz gesucht; sie haben ihn gehoben, und ihre Urenkel liegen heute noch unermüdetlich Jahr um Jahr demselben Bemühen ob.

Es ist schon so oft gefragt worden: Wer mag die Rüdesheimer den Weinbau gelehrt haben? Anno 864 wird erwähnt, daß das Kloster Bleidenstadt, nördlich von Wiesbaden gelegen, einen Weinberg bei Rüdesheim besessen habe. Also war der Weinbau damals schon im Gange. Da liegt es nahe, an den großen Mann zu denken, der drüben im „Gäu“, zu Ingelheim, residierte und der Kultur der Rebe in deutschen Landen so große Aufmerksamkeit zuwandte: Kaiser Karl. Er hat den Weinbau nicht allein um des Weines selbst willen gepflegt, sondern auch um sein Volk an den Bau des Bodens zu gewöhnen und es von der immerwährenden Jagd und dem halb nomadischen Leben abzuführen. Deshalb stehen die Reben am

Rheine unter dem Schutze des alten Kaisers, der ja gewissermaßen ein weltlicher Nationalheiliger des deutschen Volkes geworden ist. Um Mitternacht erscheint sein Riesenschatten und wandelt an den Weinbergen her:

„Er ist heraufgestiegen zu Nachen aus der Gruft  
Und segnet seine Reben und atmet Traubenduft.  
Bei Rudesheim, da sinket der Mond ins Wasser hinein  
Und baut eine goldne Brücke wohl über den grünen Rhein.  
Der Kaiser geht hinüber und schreitet langsam fort  
Und segnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort.  
Dann kehrt er heim nach Nachen und schläft in seiner Gruft

Bis ihn im neuen Jahre erweckt der Trauben Duft.“

Die goldene Brücke über den Rhein wird also bei Rudesheim geschlagen, und in der Tat, man muß einen Mondscheinabend oder eine Mondscheinnacht in Rudesheim verbracht haben, so wird man finden, daß von dichterischer Freiheit hier nicht viel die Rede ist. Der Dichter hat sie selbst gesehen, die goldene Brücke, und er hat auch den Schatten des großen Kaisers hinüberwandeln sehen. Die goldene Brücke erzitterte leise unter seinen Schritten, und links und rechts tauchten die Nigen aus der Flut, ehrfürchtig nach dem alten Herrn in Krone und Purpurmantel auslugend.

Die Nigen — ja, das sind auch solche Geschöpfchen, die nur im Rheine leben, wenigstens hab' ich kaum etwas von Elbe-, Oder- oder Weichselnigen gehört. Aber im Rheine hab' ich sie sogar schon gesehen, im Rheine bei Rudesheim, d. h. unterhalb, im Binger Loch. Als da der Dampfer durch die rauschenden Stromschnellen glitt und ich mich über den Rand hinabbeugte, da griffen sie mit ihren nassen Armen empor, da reckten sich ihre weißen Leiber auf bis zum Verdeck, um mich hinauszuziehen. Dabei sangen und summten sie, und als ihr Lied keinen Erfolg hatte, da sanken sie zürnend und grollend in ihr feuchtes Element zurück.

Die Anrodung der Wildnis des Rudesheimer Berges und seine Umschaffung in Weingärten ist zweihundert Jahre nach der ersten Erwähnung des Rudesheimer Weinbaus erfolgt. Anno 1074 wies Erzbischof Siegfried von Mainz den Rudesheimern einen Komplex von 1100 Morgen zur Urbarmachung und Bepflanzung mit Reben an; davon lagen 400 Morgen auf dem Rudesheimer Berge. So entstanden die Anlagen, die das edle Gewächs abgaben, das nur der Unverstand in großen Jüngen genießen kann. Zu nassauischer Zeit wurden bis zu 2000 Stück Wein jährlich gemacht und für das Stück bis zu 7000 Gulden oder 12 000 M. bezahlt.

Das Städtchen Rudesheim hat sich nicht am wenigsten durch seinen Weinbau von der altfränkischen Zeit bis auf den heutigen Tag blühend erhalten und nimmt neuerdings als Hauptstadt des Rheingaus erst recht einen mächtigen Aufschwung. Seit alters war es durch die Fürsorge des Mainzer Erzbischofs wohlverwahrt mit Türmen und Mauern, von denen noch Reste, besonders der Adlerturm am oberen Ende der Stadt, in der Nähe der Bahnhofstation, zu sehen sind. Die Mainzer Erzbischofe waren durch die Gunst der sächsischen Ottos in den Besitz der Gegend gekommen; der große Reichsverweiser Willigis hatte letztere von Otto dem Roten zu Geschenk erhalten, damit er dessen Söhnlein ein treuer Hüter sei. Seitdem bewahrten die Herren Krummstäbler Rudesheim und den Rheingau wie ihren Augapfel. Ein Genggericht von vierzehn Schöffen waltete im Saalhofe am Markt in der Altstadt.

Besondere Bedeutung hatte die Stadt als Ausladeplatz von Waren, die rheinab kamen. Denn wegen der Enge, der Klippen und Schnellen des Binger Loches konnten die meisten hochbordigen oder weitbauchigen Kaufmannsschiffe nicht weiter als bis Rudesheim gelangen und mußten ausgeladen, die Waren auf Wagen verfrachtet und über den Niederwald und die Berge weiter nach Korch hinunter gebracht werden. Ein Kran wird 1398 zu Rudesheim erwähnt. Die rheinauf kommenden Waren wurden nicht notwendig alle aufs Schiff verladen; sie konnten auch zur Not zu Achse die rheinauf am Ufer herführende Straße passieren, die aber bis zur Anlage des Rheinwegs (1802

bis 1804) schlecht im Stande war. Bevor jedoch die Waren weitergingen, mußten sie zum Verkaufe einige Tage auf Stapel bleiben. Das brachte Rudesheim als Markttort viel Vorteil und machte es wohlhabend. Außerdem bildete sich hier eine angesehene Schiffzieher- oder Handererzunft aus, die sowohl die Pferde zur Rheinaufbeförderung stellte, als auch selbst Schiffe hielt. Berühmt waren die Rudesheimer Jachten, die dazu bestimmt waren, Personen, Geschäfts- und Vergnügungsreisenden zu ihren Zwecken zu dienen und die eine mehr oder minder luxuriöse Ausstattung aufwiesen. Die Wohlhabenheit des Städtchens reizte oft den Feind. Bei allen Kämpfen, die das Erzstift Mainz durchzufechten hatte, suchten es die Gegner zuerst im Rheingau zu schädigen. Den Herrn packte man ja immer beim Bauern oder sonstigen Untertan. Capfer hat Rudesheim manchmal widerstanden, aber der Uebermacht ist es immer erlegen. So hat es der grimmige König Albrecht 1301 im Follkriege gegen die vier rheinischen Kurfürsten völlig verwüstet. Im großen Kriege plünderten es die Schweden, die es auf die Weinvorräte abgesehen hatten. Die Franzosen nahmen es im dritten Raubkrieg übel mit und in den Revolutionskriegen wollten die Brandschatzungen und Kontributionen, die Rudesheim aufzubringen hatte, kein Ende nehmen.

Freundlich blickt heute die stattliche Front der Häuser am Rhein entlang den Reisenden oder Wanderer an. Fast alle sind es Gasthöfe mit volltönenden Namen, die uns zurufen: „Kommt, hier ist gut sein!“ Es ist noch nicht einmal nötig, Hütten zu bauen; jedes Wirtshaus hat eine solche, d. h. eine Laube, in der wir den feurigen Rudesheimer Liebfososen können. Diese zusammen mit den vielen sogenannten Strauß- oder Heckenwirtschaften, in denen die Kleinwinzer ihren Saft — der Rheinländer unterscheidet Saft-Wein von Stoff-Bier sorgfältig — ausschenken, machen die Rheingauhauptstadt zu einer ununterbrochenen Wein- kneipe, in welcher das

„Meum est propositum, in taberna mori“ bei einigermaßen leichten Grundsätzen zur verhängnisvollen Wirklichkeit werden kann.

(Schluß folgt.)



## Neue deutsche Lyrik.

Besprochen von Dr. Hans Bethge.

Der Lyriker Max Dautbenden wurde auf einer Reise in der Südlsee vom Ausbruch des Krieges überrascht. Es gelang ihm noch, auf Java neutralen Boden zu gewinnen, dort ist er dann im Laufe des Krieges geblieben, das Vera voll Sehnsucht nach Deutschland. Freunde haben sich bemüht, ihm freies Geleit nach Deutschland zu verschaffen, zumal ihm auch das Klima in Niederländisch-Indien nicht gut tut, aber die Bemühungen waren bisher umsonst. Seiner Sehnsucht nach der Heimat hat er in einer Sammlung von Gedichten Ausdruck gegeben, die unter dem Titel: „Des großen Krieges Not“ im Verlag von Albert Langen in München erscheint. Das Buch ist ein echter Dautbenden, voll Naivität, voll schmerzlichen Verlangens, voll von schönen lyrischen Klängen. Es ist nicht sehr streng gefichtet, und mancherlei Rhythmen harmloser Art sind untergelaufen, aber als Ganzes gibt es einen schönen, lieblichen Klang. Am besten sind die kleinen, leicht hingeworfenen, rein lyrischen Gedichte, die größereren, von balladenhafter Art, sind nicht so gelungen und entbehren der Strenge der Form. Es ist ein rührend-kindlicher Ton in dem Buch, etwas aus Schlichtes und etwas Reindeutsches, das aus Volkslied erinnert. Hier stehe eine Probe aus dem liebenswürdigen kleinen Buch:

Ich trage die Fremde als Stein im Genid.

Es springen Biegen am Straßenrand,  
Und Bauern, die Reisbündel in der Hand,  
Zieh'n unter Mandelbäumen hin.  
Der Tag hat sonnigen Arbeitsinn.

Es hocken Verkäuferinnen am Weg  
Mit Käusern, verfunken in Handelsgespräch.  
Und Bambus schattet mit hohem Strauß,  
Und Rüsse schaukeln am Strohmattehaus.

Und Kinder spielen am Treppenstein.  
 Vom nahen Reisfeld glänzt Spiegelstein  
 Des Wassers, das um die Reisähre fließt,  
 Und eine Kokospalme weht  
 Und winkt ins blaue Licht hinaus.

Sie alle sind warm und wohl zu Haus.  
 Nur ich schau zu mit fremden Blick  
 Und trage die Fremde als Stein im Genick.

Walther Deumann, ein junger ostpreussischer Dichter, ist bei einem Sturmanariff vor Soissons gefallen. Von ihm sind „Kriegsgedichte und Feldpostbriefe“ in einem Bande gesammelt bei Georg Müller in München erschienen. Ein anmutendes Buch, Deumann war noch ganz und gar ein Ringender, eine lautere Natur, die auf Klarheit und Erkenntnis leidenschaftlich bedacht war. Während sind seine Briefe aus dem Feld. Von impressionistischer Anschauung, von voller Eingabe an die Sache des Vaterlandes erfüllt, und von einer unerbittlichen Beaufsichtigung der eigenen Gefühle und Gedanken. Etwas Kleines und Weiteres ist in diesen Briefen, die an die Gattin in der Heimat gerichtet sind. Das Buch macht einen ganz einheitlichen Eindruck, überall ist Anschaulichkeit und Tiefe des Gefühls. Von den Gedichten des Frühvollendeten sei eines wiedergegeben, das wie eine Vorahnung anmutet:

#### Den Ausziehenden.

Kennt keiner das Buch, in dem geschrieben steht,  
 Daß dieser: falle und jener heil heimwärts geht.  
 Doch später ist in Stein und Ried zu lesen,  
 Die im Kampf fielen, sind unsere Besten gewesen.

Viele aber glauben, es sei vorbestimmt.  
 Ob einen die Kugel ausläßt oder berührt —  
 Und bleibst du zu Hause und wärest nicht dabei,  
 In Kriegszeiten irren viele Kugeln frei.

Wo aber steht es geschrieben, frag ich, daß von allen  
 Ich übrig bleiben soll, ein anderer für mich fallen?  
 Wer immer von Euch fällt, der stirbt gewiß für mich.  
 Und ich soll übrig bleiben? warum denn ich?

Der junge österreichische Dichter und Soldat Georg Trakl ist ein Opfer des Krieges geworden. Er ist vor einiger Zeit in einem Lazarett der Festung Krakau auf tragische Art gestorben. Er hatte ein schmales Buch „Gedichte“ veröffentlicht, bei Kurt Wolff in Leipzig, das die Aufmerksamkeit der Gedichteserregte hatte, ein Buch lyrischer Gesichte, vielfach noch abhängig von geliebten großen Vorbildern, aber doch schon von einem eigenen, eigenwilligen Gepräge, das die Hand eines mit Worten behutsam und ehrfürchtig umgehenden Künstlers verriet. Jetzt erscheint posthum Trakls zweites und letztes Werkbuch „Sebastian im Traum“, ebenfalls bei Wolff in Leipzig, es ist ein stiller Gruß aus dem Jenseits, — eine zarte, allzu zarte, arme durch den Krieg erbarmungslos vernichtete Seele winkt uns traurig zu, aus den ewigen Bezirken. Mit Trakl starb eine innige, sehnuchtsvolle, heftig ringende Begabung, die sich vermutlich noch bedeutend entwickelt hätte. Wir stehen an der Bahre eines Jugendlings, um dessen blasse, hohe Stirn die Schatten der Schwermut lagen. Seine Melodien kommen aus einem wahrhaft schwermütigen Zeitenspiel. Wir sehen einen Jüngling voll inbrünstiger Eingabe an die Natur, der mit lauten Schritten tief ergriffen durch die Landschaft schritt: seine Augen sind voll schwerer Sehnsucht, sein Ohr ist geschärft für jedes Flüstern in der Natur, er hebt in schlanker Hand die Flöte an den Mund, um eine ergriffene Weise hinauszubringen in die webe Schönheit des Abends. Herbst ist in den Versen dieses Buches. Man meint die zarten, hangen, langgezogenen Klänge einer Windharfe zu hören, an herbstlichen Abenden, wenn die Herden heimwärts ziehen, wenn die goldenen Wälder im Lichte der scheidenden Sonne strahlen und die Vögel sich dichter in das Laubwerk schmiegen. Vieles in dem Buche wirkt bruchstückhaft, aber immer spürt man einen echten, aus den Tiefen kommenden lyrischen Tonfall, auch dort, wo die Verse etwas zerbrochenes an sich haben. Trakl ging schwer durch das Leben und unendlich schwer in den Tod. Sein Werk ist ein holder Klang, der schnell verweht, ein holder Duft, der schnell zerfliehet. Man soll ihn nicht vergessen, man umkränze sein blaßes, frühe hingestartes Haupt mit Lorbeer, und an lauten, verschleierte Abenden des Herbstes denke man an die schönsten seiner Verse zurück:

Der dunkle Herbst kehrt ein voll Frucht und Fülle,  
 Bergigster Glanz von schönen Sommertagen.  
 Ein reines Blau tritt aus verfallener Stille;

Der Flug der Vögel löst von alten Sagen,  
 Geflütert ist der Wein, die milde Stille  
 Erfüllt von leiser Antwort dunkler Fragen.

Und hier und dort ein Kreuz auf dem Hügel:  
 Im roten Wald verliert sich eine Herde.  
 Die Wolke wandert über Weiser Spiegel:  
 Es ruht des Landmanns ruhige Gebärde.  
 Sehr leise rührt des Abends blauer Klügel  
 Ein Dach von dürrem Stroh, die schwarze Erde.

Otto Erich Schmidt hat ein zartes kleines Bühnenspiel vom Kriege gedichtet unter dem Titel: „Abschied“ und es im Verlag der Weichen Bücher zu Leipzig herausgegeben. Ja, es ist ein ganz zartes, fast mimosenhaftes, lyrisch vorüberwehendes Spiel von gleichnißhaftem Gepräge, innig empfunden, aber wenig gestaltet, ganz schemenhaft in seinen Umrissen. Vater, Mutter, Sohn, Geliebte und Bruder treten auf, sie wechseln schön empfundene, ganz lyrische Worte, der Sohn zieht in den Krieg, er fällt, man sieht ihn im Mondschein auf dem Schlachtfeld liegen, die geisterhaften Gestalten von Vater, Mutter, Geliebte und Bruder treten an ihn heran, sie wandeln mit stillen, liebevollen Gebärden um die Leiche, wieder erklingen verklarte, zart empfundene Worte, auch ein feldarauer Soldat spricht noch einige Worte, dann fällt der Vorhang, und das kleine Spiel ist vorüber. Es ist viel zarte, menschlich-innige Empfindung in der kleinen Dichtung, aber für die Bühne scheint sie uns nicht geeignet zu sein. Dazu ist sie zu lyrisch, zu zerfloßen, zu weich, zu wenig fahbar in den Linien.

Auf einen jungen Stürmer sei hingewiesen. Johannes A. Becker läßt ein zweibändiges Werk „Verfall und Triumph“ im Overtonverlag zu Berlin erscheinen. Ein starker, wilder Dichter regt hier seine Flügel, — alle Damen seien vor ihm gewarnt. Der erste Band seines Frühwerkes enthält Verse, der zweite Versuche in Prosa. Dieses Werk wird viele erschrecken, und manche werden vielleicht sogar darüber lachen, — aber das ist keine ungewöhnliche Begleitererscheinung, wenn jemand auftritt, um kühne und neue Dinge zu sagen. Becker ist ein Stürmer, ein Niederreißer, ein Erbauer jeder, lodender Wortgeflügel, — alles ist noch Brodeln und Werden an ihm, aber auch außerordentliche Verheißung. Seine Gebilde, die in Versen sowohl wie die in Prosa, sind oft von einem entsetzlichen, abscheulichen Realismus, — aber darüber schwebt etwas, das ganz unwirklich ist, ein Klang von oben, ein inbrünstiges Wehen aus einer schöneren Welt. Und seine Verse haben zuweilen Rhythmen von einer Freiheit und einem brausenden Untertone, daß wir aufs tiefste berührt sind. Noch ist er machtlos und ziellos, — aber hat ein Recht dazu, denn er ist jung, und besser ist es ziellos als lau zu sein. Dieser aufreißerische Ariens ist überraschend, — nun hängt alles von den Jahren der Entwicklung ab.

Grete Gulbransson gibt ein Bündchen Gedichte im Verlag E. Fischer zu Berlin heraus. Es sind lauter kleine Liebesgedichte, warm empfunden, von zartem Rhythmus, aber doch von einer verhaltenen Leidenschaft erfüllt. Ein anfruchtloses und lebenswürdiges Blicklein, aus dem hier eine Probe stehen möge:

#### Meerfahrt.

Langer, heller, stiller Tag  
 Auf dem Meer,  
 Nur der leise Plätscher Schlag  
 Um uns her.  
 Schläfrig singt des Schiffes Lauf.  
 Die und da  
 Taucht von fern ein andres auf,  
 Ist uns nah,  
 Rauscht vorbei ins Blau hinein,  
 Geht und geht,  
 Und sein kaum geschautes Schein  
 Ist verweht.  
 Nur noch weites, glattes Blau  
 Rings im Kreis,  
 Nur wir beide, Mann und Frau,  
 Jung und heil.

Von Hermann Hesse erscheint eine Blumenlese „Die deutsche Dichtung“ im Verlag von Albert Langen in München. Das ist eine Auswahl der klassischen deutschen Lyrik von Paul Gerhardt bis Friedrich Hebbel, unter Beifügung einer Handvoll deutscher Volkslieder. Hesse ist eine beschauliche Natur, und das ist in seiner Zusammenstellung auch wohl zu merken, die idyllischen Klänge herrschen vor. Im übrigen wird eine solche Auswahl ja immer ein ganz bestimmtes Krongut von ganz bestimmten Gedichten enthalten

müssen, und nur das um diese sich herumwindende Geranke bleibt dem persönlichen Geschmack des Herausgebers überlassen. Dasselbe Auswahl ist geschmackvoll, aber es scheint mir verfehlt, von Dief mehr Verse als von Hölderlin zu bringen. Die Hölderlin-Auswahl ist überhaupt nicht besonders altmüthlich, und einige der schönsten Verse sind zu vermissen. Sehr gut ist die Hebbel-Auswahl, auch Mörike ist gut gewählt. Das Buch ist hübsch gedruckt und in ein liebenswürdiges Gewand mit einer reizenden Deckelzeichnung von Otto Blümel gekleidet.



## Auf dem Wege zum Himmel.

Erzählung von Gustav Schröder.

Vom Steinbühlhose sind zwei im Kriege, sozusagen der Höchste und der Niedrigste. Der Höchste, das ist der Valentin, der Hoserbe, und der Niedrigste ist der Ernst, der Sohn der alten Magd Dörte. Der Ernst mußte mit. Er war Reservist und hatte bei den Elisabethern gedient. Groß war er und breitschulterig, einen Kopf länger als der Valentin und schier nochmal so breit. Hände hatte er, ah, wer zwischen die kam, der war geliefert. Dachte halt auch die alte Dörte: dem kann nix passieren, dem Ernst. Wer sollte an den herankommen? Gleich mit dreien, vier von der gewöhnlichen Art nimmt er's auf.

Also der Ernst hatte mitgemußt, und der Valentin war freiwillig mitgegangen. Hatte es seiner Mutter schier abgetroßt. Die hatte sich geweht. „Du mußt nicht mit. Wenn sie dich holen wollen, dann werden sie dich finden. Auf dich wartet der Hof. Ist der Vater schon an die zehn Jahre tot, und ich hab' mich geplagt nur für dich. Für dich hab' ich den Hof gehalten, weil er einmal dein Erbe ist. Ich hätte mich lange zur Ruhe gesetzt in einem kleinen Städtlein, ist das schon immer mein Wunsch gewesen, — und hätt' von den Zinsen gelebt. Für dich hab' ich mich abgerackert und hab' ausgehalten und mich geärgert mit den Leuten. Und nun willst du hinaus!“

Das war alles soweit richtig, aber der Valentin ließ sich doch nicht halten. Auf der landwirtschaftlichen Schule war er, und wäre der einzige aus seiner Klasse gewesen, wenn er daheim geblieben wäre. Aber, und wären sie alle geblieben, der Valentin vom Steinbühlhose wäre gegangen.

Und zuletzt gab die Mutter nach. Bei den reitenden Jägern trat der Junge ein. Eine schöne Truppe ist das, und als der Valentin auf Urlaub da war und den großen Stahlhelm trug, der funkelte wie lauter Silber, da flog ein rascher Stolz auch über das Mutterherz. Wie es aber dann hinausging, da hätte sie gerne auf den schönen Helm verzichtet.

In Gottes Namen, nun mußte das alles seinen Gang nehmen.

Auf einmal waren sie sich auf dem Steinbühlhose ganz nahe gerückt, die Höchste und die Niedrigste. Was Magd, was Herrin! Mütter waren sie und bangten um ihr Fleisch und Blut. Bangten und sorgten. Und das Sorgen betätigten sie in allen Paketchen, die vom Hofe aus ihren Weg hinaus in den Krieg nahmen. Immer zu zweit gingen die Päckchen, und kam der Magd Sohn nicht schlechter weg als der Herren Sohn. Zwei Jacken kaufte die Bäuerin, eine für teures Geld und eine billigere. Als sie aber dann die Päckchen zurechtmachen wollte, da schämte sie sich, gab die billigere Jacke zurück und erstand für den Ernst dieselbe wie für den Valentin.

Die Päcklein liefen weit voneinander weg. Eines gegen Osten, das andere gegen Westen. Ernst half die Russen jagen und der Valentin die Franzosen aufhalten. Wäre der Dörte freilich lieber gewesen, ihr Junge hätte auch im Westen gestanden. Um des Valentin willen; denn wenn der starke Ernst dabei war, hernach konnte auch dem andern nix geschehen. Das hätte der treue Hüter gewiß nicht zugelassen. Vielleicht hatte des Herrn Sohn drüben einen Freund gefunden, der stark war und auf den Jungen

paßte; denn der war schmal und schwächig und — wartete doch einmal so viel auf ihn, ein ganzer, großer, reicher Hof. Ging ein Jahr hin, und ging alles gut. Leutnant wäre der Valentin geworden, kündete die Herrin eines Tages der Magd. Wußte die nicht viel damit anzufangen. War ja zuletzt auch gleich, was er war, wenn er nur einen gefunden hatte, der auf ihn aufpaßte, da draußen, wo doch immerhin so viele tot geschossen wurden, wie die Bäuerin des öfteren sagte.

Nun zog der Winter wieder in das Land und nahm den fleißigen Leuten die Arbeit aus der Hand. Auf dem Steinbühlhose saßen sie des Abends eine Weile alle zusammen, die Herrin, drei Mägde, der alte Jakob und der Futterjunge. Die Tagelöhner waren schon früher heimgegangen.

Sie sprachen vom Vieh, und daß man ausforsten müsse und so dann und wann auch vom Kriege. Die anderen gingen aber bald zur Ruhe, und nur Dörte und die Bäuerin saßen länger zusammen und erzählten von ihren Jungen. Wo sie sein möchten, wie es ihnen ginge, ob in dieser Nacht wohl auch geschossen werden würde, und ob sie nicht recht frieren würden.

Und sie standen völlig auf gleich, die zwei Frauen. Kein Unterschied war zwischen ihnen. Die Briefe von draußen kamen regelmäßig. Heute erst wieder zwei, so wußte man, daß die Jungen lebten, und daß es ihnen gut ging.

Das wußten sie heute und morgen, — daß sie beide tot waren, der Leutnant und der Gemeine, einer im Osten, einer im Westen. Zwei Briefe brachte der Postbote, einen der Dörte Riemer und einen der Frau Susanne Eichler. Ihr Wortlaut war verschieden. Da beklagte der Major einen wackeren Offizier, dort der Kompagnieführer einen tapferen Reservisten. Der Kern aber war derselbe. Leutnant Eichler gefallen auf einem Patrouillenritte in der Champagne, Reservist Riemer beim Sturm auf die Strypa-Stellung. Und am selben Tage und fast zur selben Stunde waren sie gefallen.

Der Leutnant um zwei Uhr nachts, der Reservist um vier Uhr früh.

Starr stand die Bäuerin, stierte vor sich hin, schrie dann laut auf und schlug hinter dem Tische nieder. Da sprang die Dörte hinzu, riß ihr das Nieder auf, rieb sie und flehte: „Jesus, Frau, so kommt zu euch, kommt zu euch!“

Nach einer Weile schlug die Bäuerin die Augen auf, schrie noch einmal laut auf: „Mein Junge!“ und begann hernach zu weinen. Wimmernd rief sie des Gefallenen Namen, immer wieder: „Valentin, Valentin!“

Da hub die Dörte an zu trösten. Das set gewiß schwer, so den Einzigen zu verlieren, ein solch junges, liebes Blut, und der Hof habe nun keinen Erben mehr. Ach Gott! Dabei liefen ihr die dicken Tränen über die Wangen.

Da hielt die Bäuerin in ihrem lauten Weinen inne, sah die Magd groß an und sagte: „Dörte, dein Ernst ist doch auch tot!“ Nun begann es um den Mund der Magd zu zucken, ihre Hände zitterten, und sie nickte leise mit dem Kopfe.

Die Bäuerin erhob sich, nahm Dörte in die Arme und sagte: „Wir sind auf gleich.“

„Ah, nein“, wehrte die Magd ab, „wo doch der Valentin der Herren Sohn war und so jung und ein — Leutnant, wie Ihr sagt.“

„Gute Dörte, gute Dörte. Ist einer jetzt soviel als der andere.“

„Und ich laß mir's nit nehmen“, sagte die Magd unter Tränen, „wenn der Ernst bei ihm gewesen wäre, hernach wäre das nit passiert. Hat er halt doch keinen gehabt, der auf ihn gepaßt hätte, der arme Valentin. — Aber, da fällt mir was ein.“

„Was denn, Dörte?“ fragte die Bäuerin.

„Ich muß erst einmal mit einem darüber reden. Hernach sage ich's.“

Damit ging die Magd an ihr Arbeit. Sie schaffte wie sonst, aber die Tränen rinnen ihr unaufhörlich über die welken Wangen.

Als es dunkelt, tritt die Magd in des Pfarrers Stube.  
„Hab' gehört, daß Ihr Sohn gefallen ist“, sagt der Pfarrer,  
„war ein waderer Mensch und tut mir recht schäffen leid.“  
„Ja, Herr Pfarrer, meiner und der Valentin. Und  
war der Valentin so jung, kaum neunzehn, wartet der Hof  
auf ihn und war Leutnant, wie die Frau sagt.“

„Ja, es verschönt keinen, Offizier und Mann.“  
„Eine Frage hatt' ich, Herr Pfarrer.“

„Fragt, Dörte!“

„Wieviel Wege gehen da in den Himmel hinauf?“

„Wieviel Wege? Ja, — da geht nur einer.“

„Heilig, nur einer?“

„Ganz sicher.“

„Und der ist breit, und es sind da Nebenwege?“

„Nein, schmal ist er, schmal, so daß oft kaum zwei  
nebeneinander gehen können, und Nebenwege gibt's auf  
dem Wege zum Himmel nicht. Entweder es geht einer  
den schmalen und kommt hinauf, oder er geht einen anderen  
und geht am Himmel vorbei.“

„Jetzt dank ich auch schön, Herr Pfarrer, und das war,  
was ich wissen wollte. Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Dörte.“

Zum Abendbrote ist die Bäuerin nichts, aber sie ist  
still geworden. Die Tränen rinnen leise und sanft über  
ihre Wangen, und Dörte streicht ihr die Hand. „Bäuerin!“  
„Dörte!“

„So rührend ist die Dörte in dem Schmerz um den  
Herrensohn, vor dem der Schmerz um den eigenen zwar  
nicht erstickt, aber ganz still zu hinterst im Herzen lauert.  
Um den eigenen wird die Dörte heute zur Nacht in ihrem  
Kämmerlein weinen. Die schlichte Liebe aber tut der  
Bäuerin unendlich wohl und weckt ein Stillsitzen in ihr.“

Die Leute gehen heute gleich nach dem Abendbrote  
hinaus. Die trauernden Mütter sind allein.

Dörte rückt dicht an die Herrin heran. „Jetzt weiß  
ich's, was mir heute noch ungewiß war. — Beim Pfarrer  
bin ich gewesen.“

„Beim Pfarrer? Was wolltest du da, Dörte?“

„Wieviel Wege, meint Ihr, daß nach dem Himmel  
gehn?“

„Ach Gott, das sind wohl viele.“

„Weit gefehlt. Einer ist's und schmal ist er und hat  
keine Nebenwege.“

„Dörte!“

„Wenns doch der Pfarrer sagt. Und so ist das jetzt  
heilig, wie ich mir denkt habe. Ist der Valentin gefallen,  
nachts um zwei und hat sich aufgemacht, auf den Weg in  
den Himmel. Hat halt der Herrgott denkt: der Valentin  
ist schwächlich, wird vielleicht müde auf dem Wege, setzt  
sich am Ende hin, schläft ein und kommt mir gar nit an,  
da heroben. Da muß ich ihm doch den Ernst mitgeben.  
Bautz, schießt so ein Ruffe, seine Flinte ab, und — ist der  
Ernst auch auf dem Wege zum lieben Herrgott. Kommt  
schon noch recht, der meine. Hat ja lange Beine und wird  
nit müde im Laufen. Wenn er sich auch zwei Stunden  
später aufgemacht hat, den Valentin hat er doch eingeholt.  
Und nun denkt, wie der Valentin so langsam des Weges  
geht, vielleicht ein wenig traurig, weil er so ganz allein  
ist, da sagt auf einmal einer neben ihm: guten Tag, und:  
da hab' ich dich doch noch eingeholt. Hernach gehen sie zu-  
sammen, und der Ernst sagt: hab' keine Sorge nit, Valentin,  
wir sind schon recht. Am Ende nimmt er ihn gar auf die  
Schulter, wie er das ja hundertmal getan hat, als er  
noch klein war. Und so kommen sie droben an, der Ernst  
klopft an das Thor und sagt: Da sind wir, wir zwei vom  
Steinbühlhose. Jetzt sind's zusammen, und nun kann dem  
Valentin nig mehr geschehen. Seht, so hab' ich mir das  
denkt, und nun sollt ihr sagen, ob das nit richtig ist.“

Die Bäuerin sagt nicht gar viel dazu. Sie nimmt den  
Kopf der Dörte zwischen ihre Hände. „Du gute, treue  
Seele! Wir zwei wollen auch zusammen bleiben.“

Als die Trauerfeier für die Gefallenen gehalten wird,  
muß die Dörte neben der Bäuerin sitzen. Fast schämt sich  
die Magd, um der großen Ehre willen. Der Pfarrer  
predigt. Zwei Helden hätten sich auf den Weg zum  
Himmel gemacht. — Da drückt die Dörte der Bäuerin leise

die Hand. — Sie seien zusammen vor den Herrgott getreten.

— Die Magd drückt wieder. — Und wohnten nun zusammen  
dort oben, wie sie hier unten zusammen gewohnt hätten.

— Da hält die Bäuerin der Dörte Hand fest.

Als sie heimgehen, sagte die Dörte: „Jetzt, hab' ich  
nit recht gehabt? Und nun seid ruhig über den Valentin.  
Ist doch nun der Ernst bei ihm. Wären sie vorher schon  
zusammen gewesen, hernach wäre das alles nit passiert, und  
braucht keines zu weinen. Jetzt aber ist's gut. Wir wissen,  
wo sie sind, die zwei, und daß sie sich nit verfehlt haben.“

Ein Vierteljahr später ist der Steinbühlhof verkauft.  
In einer kleinen Stadt wohnen zwei Frauen in einem  
schlichten Häuslein. Schwestern wollten sie sein, hat Frau  
Susanne Eichler gesagt, aber die Dörte muß sich erst daran  
gewöhnen, daß sie nicht mehr die Magd auf dem Stein-  
bühlhof ist und läßt sich das Dienen nicht nehmen. All-  
mählich wird sie heimisch in der Stadt. Nur eines quält  
sie, daß sie dem Ernst nicht einmal ein Briefel schreiben  
kann, und ihm berichten, wie gut die Bäuerin ist. Wenn  
sie wieder einmal auf das Dorf kommt, muß sie doch den  
Pfarrer fragen, ob das mit dem Briefel nit geht. In der  
Stadt traut sie sich's nicht.



## Verse.

Von Viktor Blüthgen.

### Mein Einziger.

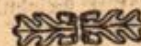
Er ist nur einer, meint man, von den vielen.  
Im Grunde heißt das doch mit Worten spielen.  
Das Vaterland muß bleiben, nicht der eine!  
Doch, mit Verlaub, der eine ist der meine.  
Er war ein Teil von mir, von meinem Leben —  
Er hat mich selber in den Tod gegeben.  
Die Kugeln trafen mich, die ihn erschossen,  
Es ist mein eigen Blut, das da geflossen.  
Ich grüble, wie sich das von mir kann scheiden:  
So mag der Arzt ein Glied vom Körper schneiden.  
Was man verliert, es bleibt mit jedem Stüde,  
So sagt man, deutlich im Gefühl zurücke.  
Du meine Jugend, der die Zukunft lachte,  
Du bist das Opfer, das ich selber brachte.  
Nicht, daß ich deinen Heldentod beneide —  
Doch daß ich lebe, ist's, wodurch ich leide!

### Der Tod im Schützengraben.

Dreht euch nicht um,  
Der Tod geht rum!  
Heut tut's ihm wohlgelingen:  
Die Kugel zieht —  
Ich sing' ein Lied,  
Das mag kein andrer singen.

Mir ist zu Sinn:  
Ich leg' mich hin.  
Mein Auge dunkelt schnelle.  
Es kommt ein Mann,  
Der geht mich an —  
Welle, du rote Welle — —

Dreht euch nicht um,  
Der Tod geht rum —  
Nun ist's ein flinker Reiter!  
Zu Ross wir zwei —  
Vorbei — vorbei —  
Herzbruder, sing du weiter.



## Zwei Erlebnisse.

Von Hans Heinrich Ehrler.

In unserem Dorf wohnte auch die Mutter zweier an der Front dienender Soldaten. Sie arbeitete, wie die zurückgebliebenen Bäuerinnen arbeiten, von früh bis spät und hielt das kleine Erbgut für die ausgezogenen Buben in Stand. Deren einer fiel vor Jahresfrist in Polen.

Die Frau schaffte noch strenger, um dem Kummer zu steuern. Aber das Allheilmittel wollte nicht helfen. Auch die Sorge um den verbliebenen Jüngsten wuchs, bang, es müßte der einen Hälfte die andere folgen. Die so von mehreren Seiten Angegriffene zehrte langsam und legte sich jüngst aufs letzte Bett. Zum Sterben reif geworden, verlangte ihr Herz nach dem fernen Sohn. Es wurde geschrieben und telegraphiert. Wartend, das Gesicht immerzu gegen die Türe hin gerichtet, lag die Vereinsamte in ihrer Stube, außer Gebeten nur mehr den einen Namen von den Lippen gebend. Aber der Tod wartete nimmer.

Die Gemeinde trug die Martyrin des Vaterlandes hinaus auf den Gottesacker. Die Kinder sangen, der Pfarrer betete und der Sarg wurde in das Grab gelassen. Da kam durch das Kirchhofsgitter ein Feldgrauer gestürzt, in Helm, Gewehr, Tornister und mit dem Kelm des Schützengrabens beklebt. Ein Schrei erschütterte die erschrockene Stille, der heilige Schrei: Mutter! Hände halfen dem Mann die Last des Kriegszugs abtun, der dann da stand, eine Erscheinung, stumm und tränenlos unter den getroffenen Menschen. Als wäre alles Leben aus ihm zu der Toten in die Grube hinuntergefallen, stand er, bis schließlich auch ihm das bittere Weinen kam.

Man könnte diesen Vorgang in einem Zeitungsroman lesen oder in einem Woldrud sehen und achselzuckend sagen, das sei rührselig. Die Ueberschrift des Kapitels oder die Unterschrift der Szene würde etwa heißen: „Zu spät“. Aber hier war es eine der Geschichten, die dieser Krieg mit unbarmherzig wahren Händen in die Schicksale der Menschen schreibt. Ohne ein Wort des Schmuckes ist es in den Zeilen oben berichtet. Wer wird nicht von einem Schauer angegriffen?

Doch merkwürdig, in unserem gleichen Dorf, schier zur selben Zeit, ereignete sich ein Widerspiel der Erzählung. Ein zwölfjähriger Knabe wurde vor Monaten plötzlich schwer an den Nieren krank. Der Doktor gab ihn auf.

Indes der kleine Patient erklärte in einer hellen Stunde zwischen den Fiebern hervor, er werde nicht sterben, bis der Vater aus dem Krieg heimkomme und bis der Krieg aus sei. Der Hoffnungslose stand wahrhaftig auch wieder auf.

Es war seltsam, den auf solche Frist dem Tod entgangenen blassen Buben nachher auf der Gasse zu sehen und ihm etwa die Hand auf den Kopf zu legen oder ein Stück Schokolade zu geben. Man stand vor ihm wie vor einem geheim Gezeichneten, nur scheinbar, körperhaft gebliebenen Angehörigen einer andern Welt. Uebrigens sprach er nie mehr von dem Ereignis seiner Gesundung noch von deren Grund.

Vor einer Woche meldete sich ein Rückfall. Diesmal blieb kein Zweifel mehr über den Ausgang. Der Vater mußte gerufen werden und kam von Frankreich gerade so, daß die zwei zögernden Augen ihn noch einmal sahen und sich dann schlossen. Er war aus dem Krieg heimgekommen. Auch der Krieg war aus . . . für den still gewordenen Knaben.

Diese beiden Dinge begaben sich auf einem mit hundert Schritten abzumessenden Raum der deutschen Erde. Es ließen sich andere Dinge dazu erzählen, nicht minder voll tiefem Schatten und tieferem Licht.

Da unser Volk geteilt ist in Heimat und Fremde, auseinandergenommen ins Ungewisse und in Aengste, wirken die Gewalten unserer inwendigen Welt überraschend hin und her. In diesen einen engen Winkel hängen sie hinein aus Frankreich und Rußland und Serbien und dem Meer, sie füllen seine Häuser mit Erlebnissen, wie gleiches noch nie geschah.

In den nächsten Winkel, in der nächsten Talsalte greift dieselbe Hand von draußen und greift von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt über das ganze weite Vaterland.

Wer schenkt uns Augen, das Wunder dieses vielfältigen und doch einen Schauspiels zu sehen, mit seinen Schrecken und Schmerzen, aber auch mit seiner Kraft und seinem Trost?



## Immer dieselben.

Berliner Beobachtungen.

Ort der Handlung: Anhalter Bahnhof. Zeit: Knapp vor Abgang eines Fernzuges. Hauptperson: Der Herr mit dem steifen Hut. Nebenpersonen: Seine Frau, die er Kotte nennt. Ein Offizier, dessen Gattin; beider liebes Kind, ein kleines, mutiges Mädchen, dessen Namen man leider nicht erfahren kann, weil es der Herr mit dem steifen Hut und der goldenen Krawattennadel nicht erlaubt. Ueberdies: Ein Schaffner und Volk.

Die Hauptperson steht vor einem Abteil zweiter Klasse, breit, gewichtig, ganz durchdrungen von der Bedeutsamkeit der Reise, die Frau Kotte eben antritt.

Irgendwo im Hintergrund, verkrochen vor der Teilnahme des auf und ab wandelnden Publikums, die sich wie das wohlwollende Schnuppen guter Hunde um ihn breitet, der Offizier mit Frau und Kind, feldgrau; bereit hinauszugehen in die kriegersfällte Ferne; für alle, die hier auf und ab wandeln, auch für den gewichtigen Herrn mit der Krawattennadel. Der Offizier spricht sehr leise, sehr zärtlich mit den Seinen. Die Frau ist sehr ruhig, sehr gefaßt; einmal gleitet ihre Hand voller Liebe über die seine; hastig und innig zugleich, man soll es nicht sehen, und kein anderer soll auch dieses Streicheln mitspüren. Das kleine Mädchen hat eine niedergekämpfte Träne in den Augen und traurige, rote Flecke auf den Kinderwangen. Der Offizier sagt ihr eben etwas: sicher etwas sehr Zuversichtliches, sehr Väterliches; er nennt sie jetzt wahrscheinlich auch beim Namen, aber den darf man ja nicht erfahren, denn gerade in diesem Augenblick sagt der gewichtige Herr, die Hauptperson, laut und gebieterisch: „Ach, Kotte, vergiß nicht, die Tinte mitzubringen, weißt du, die ganz schwarze, die wir im Vorjahr hatten. Ja, und grüß Robert. Er soll doch schreiben. Vielleicht komm' ich mal hin auf 'n gemütlichen Skat.“

Die Hauptperson glaubt annehmen zu dürfen, daß sie die schwarze Tinte, von der sie im Vorjahr hatte, in ganz Berlin nicht bekommen kann.

Das kleine Mädchen küßt den Offizier auf den Mund. „Leb' wohl, Vatti, komm' gut zurück!“ sagt das kleine mutige Mädchen.

Dann: die Hauptperson: „Na, Kotte, in zwei Stunden bist du an Ort und Stelle. Ich geh' noch auf eine halbe Stunde ins Café! — Bring' vielleicht drei Flaschen von der Tinte.“

Der Schaffner (ein wenig aufgereg): „Bitte, die Plätze einzunehmen, einsteigen . . . einsteigen . . .“

Der Offizier geht mit ein paar raschen Schritten auf den Wagen zu, in dem Frau Kotte am Fenster steht. Das kleine mutige Mädchen und die Frau des Offiziers möchten ihm noch gern, während er einsteigt, die Hand drücken. Aber die Hauptperson ist dagegen, auch Frau Kotte erlaubt es nicht. Sie füllt die Breite des geöffneten Fensters mit ihrer Pelzjacke aus, und der gewichtige Herr, die Hauptperson, sagt gähnend: „Ja, grüß Robert.“ Der Offizier tritt ans Fenster, will noch einmal mit einem letzten Blick alles Liebe, das nun zurückbleibt, umfassen; Frau Kotte ist auch dagegen; sie besetzt und besißt das Fenster. Die Unruhe der letzten Sekunden vor der Abfahrt rinnt wie ein flinkes Warnungssignal die Reihe der Wagen entlang.

Das Volk hält weiße Tücher bereit, die Zeichensprache der Zurückbleibenden beginnt. Der Offizier macht noch einen Versuch, den Zweck seiner Reise über die Wichtigkeit der ganz schwarzen Tinte zu stellen. Es ist unmöglich. Die Frau am Fenster bannt ihn mit einem ebenso empörten wie unwiderstehlichen Blick.

Die Hauptperson merkt von alledem nichts. Sie gähnt und überlegt: „Fahr' ich nun nach dem Westen...?“

Das offene Fenster, in dem Frau Kotte steht, bewegt sich plötzlich. Die Räder knistern, die vielen Wagen tun den ersten Atemzug. Der Offizier will durch die schmale Spalte, die Frau Kotte im Fensterrahmen freiläßt, ein Wort, ein Lebewohl rufen, seine Hand zum Abschied reichen. Er drängt sich, zum Neukerker entschlossen, an das Fenster. Zu spät. Der gewichtige Herr, die Hauptperson, reißt ihm die letzte Liebe aus der Hand, schneidet mit einer scharfen, aufbegehrenden Stimme sein allerletztes, beherrschtes, stilles, warmes: „Lebt wohl — lebt wohl!“ wie mit einem Messer durch und ruft: „Ja, also, glückliche Reise, Kotte, und hör mal, vergiß die Tinte nicht, nimm gleich vier Flaschen mit“, und immer lauter, immer gewichtiger, weil der Zug schon rascher fährt, und weil die Hauptperson schon ein ganz klein wenig neben dem Wagen her transpiriert: „Hörst du, Kotte, vier Flaschen; grüß' Robert, na, adieu denn, adieu, gute Reise!“

Das Volk sächelt mit weißen Tüchern.

Die Offiziersfrau und das mutige kleine Mädchen, dessen Namen man nicht erfahren konnte, stehen irgendwo an einem schmutzigen Rollwagen, auf dem man das Gepäck zu den Jügen schafft. Sie sind in sich selbst eingehüllt vor dem Größteln dieser Abschiedsstunde und sehr traurig, weil sie um einen Händedruck betrogen wurden. Sie schweigen und nehmen ihre Bahnsteigkarten vor. Dann gehen sie zum Ausgang.

Die Hauptperson, die es eilig hat, überholt sie, geht zufrieden und nach wie vor gewichtig durch die Sperre.

Der Räsonneur des Stüdes, von dem im Personenverzeichnis noch nicht die Rede war, sucht in der Menge die Frau und das Kind, aber sie sind fort... verschluckt von der Einsamkeit. Der Räsonneur schüttelt den Kopf; dazu verpflichtet ihn seine Rolle, dann sagt er: „Manchmal kann es ein Anflug sein, Bahnsteigkarten auszugeben.“



## Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Sprachweisheit.

Aus dieser lärmvollen Erde imponiert den Menschen am Ende doch nichts so sehr, als einer von ihnen, der gar keinen Spektakel zu verursachen wünscht und doch seinen Willen effektiv durchsetzt.

Ein Kind ist ein Buch, aus dem wir lesen und in das wir schreiben sollen.

Willst du Wärme behalten, gib Wärme aus. Wer sie für sich behält, wird vereisen.

Schwerer, als dankbar zu sein, ist es, die Ansprüche auf Dank nicht zu übertreiben.

Angewohnheit ist niemals, selbst nicht in guten Handlungen zu billigen... Das Gute hört dadurch auf, Tugend zu sein.

Das Gökale.

Landsturmeute sind in die Garnisonstadt eingerückt, um dort ausgebildet zu werden. Einer unter ihnen wird des Heimwehs nach Haus und Hof, nach Weib und Kind, nach Wald und Wiese, nicht Herr. Immer geht er gedrückt und traurig umher. Die anderen versuchen ihn aufzuheitern; aber es ist ihnen bisher nicht gelang. So oft er sich abends müde auf den Strohsack legt, lassen ihn die Sorgen nicht einschlafen. Und oft jammert er: „O wie ist's doch da drinnen einsam und öde; kein Huh hört man stampfen, keine Kuh schreit auch, kein Mäuslein rührt sich und kein „Gökale“ kräht einem den Morgen an; o wie langweilig ist's da!“ So jammert er oft seinem Nachbar vor, der die Sache von der leichten Seite nimmt und dessen Humor immer obliegt. Da war's einmal am frühen

Morgen recht still im Schlaftaal. Nur von der Straße herant hörte man ein Gökalehen mit seinem schrillen Stimmchen krähen. Es gehörte wohl Landkenten, die zu Wartte hielten. Mit einem Male erhob sich nun der lustige Nachbar und rief laut: „Kamerad, hörst du wie das „Gökale“ kräht? Jetzt ist dein Wunsch erfüllt und du kannst nicht mehr sagen, daß es bei uns langweilig sei.“ Die anderen lachten alle und der Betroffene lächelte mit.

## Die schwarze Dame.

Von weißen Frauen hört man mehr, weniger von schwarzen. Desner-Altened erzählt uns in seiner Lebensgeschichte folgende seltsame Geschichte: „Schon am ersten Tage meines Aufenthaltes in Alschaffenburg (1854) schickte die Königin Theresie ihren Hofmarschall von Karode zu mir mit dem Wunsche, ich möchte in das Schloß kommen und Mitteilung über mein Ergehen machen. Da ich aber (infolge kaum überstandener Cholera-Erkrankung) noch übel aussah, erbat ich mir die Erlaubnis, erst am Tage vor der Abreise der königlichen Familie erscheinen zu dürfen. Da kam ich zu dem König Ludwig I., der mich sehr huldvoll empfing und mir seine Teilnahme ausdrückte, darauf zur Königin Theresie, welche sich schon vorher, als ich noch in München war, nach dem Verlauf meiner Krankheit erkundigt hatte. Sie erschien mir angegriffen und betrübt; ich machte ihr alle Kleinigkeiten erzählen, die auf die Cholera Bezug hatten. Wenn ich versuchte, von diesem Thema abzulenken, so kam sie immer wieder darauf zurück. Sie sagte u. a.: „Ich war so oft in dem schönen Alschaffenburg, habe mich aber noch nie so schwer davon trennen können, wie diesmal.“ Als ich mich verabschiedete und durch dasselbe Vorzimmer ging, durch das ich hineingekommen war, sah ich eine schwarze Dame vor dem Ofen stehen. Ich sah durch den schwarzen Schleier hindurch die Augen glänzen und glaubte, sie grüßten zu müssen. Da sie sich aber nicht bewegte, ging ich weiter. An demselben Abend besuchte ich die Kasino-Gesellschaft, in welcher ich noch manche Bekannte aus früherer Zeit antraf. Ich erzählte von meinem Empfang im Schloße und auch von der schwarzen Dame. Ich wie alle Anwesenden saßen: „Kein vernünftiger Mensch glaubt an die Dame, welche in Bayern und Oesterreich schwarz und in Preußen weiß erscheinen soll; aber wenn jetzt das Unglück wollte, daß ein Trauerfall in der königlichen Familie vorläge, so würde das dumme Volk aufs neue fest an die Mission dieser Dame glauben.“ Des andern Morgens, als die Herrschaften schon abgereist waren, erfuhr ich in dem Schloße folgendes: Als ich hinausgegangen war, ging der Großherzog von Hessen durch dasselbe Vorzimmer zur Königin, wo die ganze Familie beim Tee versammelt war und sagte, ohne etwas besonders dabei zu denken: „Da draußen sah ich eine schwarze Dame, ich habe sie eingeladen mit hereinzukommen, sie ist aber verschwunden.“ Der Leibbusch der Königin nahm den Großherzog auf die Seite und sagte, zitternd und bebend: „Als ich über den Kurfürstengang ging und das Treppe trug, schwebte die schwarze Dame an mir vorüber und verschwand in der Ferne.“ 14 Tage darauf erhielten wir die Nachricht durch Telegramm: „Die Königin ist den 20. Oktober an der Cholera gestorben.“ Wie ein Blitz ging es durch alle Köpfe, den meinsten nicht ausgenommen: Die Königin tot, die schwarze Dame.“

J. 2.

## Landhaus Mischl.

Der Gefreite Mischl hatte sein eigenes Quartier. Weil die Häuser alle zerfallen waren, hat er sich in einem wohlhaltenen betonierten Schweinestall „etabliert“. Immer, wenn Sonntag ist, zieht er sich auf seinen „Landhof“ zurück. „Landhaus Mischl“ steht mit Blaustift darüber. Und darunter: „Eintritt verboten!“ — „Vor Legbüchsen wird gewarnt!“ — „Nicht an Haufe.“ Denn der Mischl ist für die Rasttage für niemand zu sprechen, nicht einmal für den Feldwebel. Eines Morgens pocht es heftig an der Türe. Der Mischl rührt sich nicht. Da sich das Pochen wiederholt und immer dringlicher wird, rüttelt sich der Mischl auf: „Mindvieh, damisch's kannst d' denn net les'n daß i' net a' Haus' bin?“ Stimme von draußen: „Lassen Sie Ihre blöden Wiesel Ihr Major ist da und gibt Ihnen dienlichen Befehl, sofort zu öffnen.“ Von drinnen höllisches Gelächter. „So a' Schlauchel, schau's n' net an! Der Major möcht' er sei! I' sag' dir was. I' bin der Herr Oberst und jetzt druckst d' di', verstanden!“ „Himmelhagel!“ schreit die Stimme von draußen. „Den Kerl sperr' ich aber ein!“ Und es folat ein wütender Rucktritt gegen die Türe. „Dös is Hausfriedensbruch, du Dammell!“ begehrt die Stimme drinnen auf. „Jetzt druckst d' di', sag' i', oder...“ Jetzt läßt sich von draußen eine andere Stimme hören: „Sie da drinnen! Wenn Sie nicht sofort aufmachen, laß' ich Sie einsperren, aber

ganz barbarisch. Ich bin Ihr kommandierender General, ich befehle die Quartiere! Stimme von drinnen. „Jetzt wird's quati! Ab, der kommandierende General aa no! Da werd' i' ja glei' aufmachal! Ja freilich! Wissen S' was, Euer Excellenz? Wissen S' eigentl', wen Sie vor Gabna hab'n? Nei? Nacha muh i' 's Gabna scho' sag'n! I' bin Seine Majestät, der Deutsche Kaiser! Banst d' jetzt no' net?“ Draußen ratloses Gemurmel zweier tiefer Männerstimmen. Drinnen der Nicht: „Gelt, jetzt a'langt? Oder net? Wenn's d' net a'langt, darfst es a'rad sag'n. Nacha mach' i' dir scho' auf. Und a' Doltscheitl hab' i' aa da, dah i' dir hoamleucht'n kann.“ Und wirklich macht er jetzt auf, der Nicht. Und das Doltscheitl hat er auch in der Hand. Aber er läßt es augenblicklich sinken. Denn in der Türe erscheint wirklich — sein Major und der kommandierende General. „Aus is' s!“ sagt der Nicht, toderischroden. Aber die Herren machen gute Miene zum bösen Spiel, weil er ja auch das Eisene hat, der Nicht. Und es geht diesmal noch mit einer gehorhamten Entschuldigung ab.

#### Das Löwenhündchen.

Ferrand und Cardano, zwei Edelleute, hatten von Jugend auf in einem freundschaftlichen Verhältnis gelebt. Vagen an einem Hofe, Offizier bei einem Regimente, hatten sie gar manches Abenteuer zusammen bestanden und sich aus dem Grunde kennen gelernt. Cardano hatte Glück bei den Weibern, Ferrand im Spiel. Jener nutzte das seine mit Leichtsinne und Uebermut, dieser mit Bedacht und Anhaltbarkeit. Zufällig hinterließ Cardano einer Dame in dem Moment, als ein genaues Verhältnis abbrach, einen kleinen schönen Löwenhund; er schaffte sich einen neuen und schenkte diesen einer andern, eben da er sie zu meiden gedachte; und von der Zeit an ward es Vorsatz, einer jeden Geliebten zum Abschied ein solches Hündchen zu hinterlassen. Ferrand wußte um diese Posten, ohne daß er jemals besonders aufmerksam darauf gewesen wäre. Beide Freunde wurden eine Zeitlang getrennt und fanden sich erst wieder zusammen, als Ferrand verheiratet war und auf seinen Gütern lebte. Cardano brachte einige Zeit teils bei ihm, teils in der Nachbarschaft zu und war auf diese Weise über ein Jahr in einer Gegend geblieben, in der er viele Freunde und Verwandte hatte. Einst sieht Ferrand bei seiner Frau ein allerliebtes Löwenhündchen; er nimmt es auf, es gefällt ihm besonders, er lobt, er streichelt es, und natürlich kommt er auf die Frage, woher sie das schöne Tier erhalten habe? „Von Cardano“, war die Antwort. Auf einmal bemächtigt sich die Erinnerung voriger Zeiten und Begebenheiten, das Andenken des frechen Kennzeichens, womit Cardano seinen Wankelmuth zu begleiten pflegte, der Sinne des beleidigten Ehemanns; er fällt in Wut, er wirft das artige Tier unmittelbar aus seinen Liebhosungen mit Gewalt gegen die Erde, verläßt das sehr schreiende Tier und die erschrockene Frau. Ein Zweikampf und mancherlei unangenehme Folgen, zwar keine Scheidung, aber eine stille Uebereinkunft, sich abzuföhren, und ein zerrüttetes Hauswesen, machen den Beschluß dieser Geschichte.

#### „Bluff.“

Seit Beginn des Krieges liest und hört man oft dieses schöne Wort, auch der Reichstagsler hat es in seiner großen Rede am 9. Dezember gebraucht. Da ist es nun erheiternd zu sehen, wie jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau diesem für englisch gehaltenen Wort eine englische Klangfarbe zu geben sich bemüht, um nur ja — welche Schande! — nicht für „ungebildet“ gehalten zu werden. Ich hörte schon: Blaff, Bleff, Bliff, Bluff, — gestern nun erwiderte mich das so lang ersehnte „Blöff“. Eine Dame war es, die den Reigen, den deutsche Simpeltätigkeit um diesen „echt englischen“ Einfuhrartikel tanzt, in dieser befriedigenden Weise schloß. Im Grunde können wir ja nur stolz darauf sein, daß Begriff und Wort des „Bluff“ uns Deutschen so fremd geworden ist, daß wir beides für englisch halten. Sinnlich des Begriffes „Bluff“ stimmt die Sache allerdings, erst die Engländer haben ihm den Stempel ihrer Wesensart gegeben. Was jedoch das Wort „Bluff“ betrifft, so ist dies gut deutsch, und wir sollten uns von der affigen Mode frei machen, dieses Wort wie „Blöff“, und „bluffen“ wie „blößen“ auszusprechen. Das Zeitwort leitet uns auf die richtige Spur. Wir haben doch das Wort „verblößen“, wir sagen doch auch nicht „verblößen“. Also sprechen wir ruhig aus: „Bluff“, „blaffen“ oder „bluffen“. Das Wort „verblößen“ ist nach Grimm im 18. Jahrhundert erst aus dem Niederdeutschen in die Schriftsprache eingebracht. Im Mittelniederdeutschen findet sich „vorblößen“ für „bestärken machen“, im Niederländischen: „verbluffen“ für „in Schrecken setzen“, „entmutigen“, „betäuben“. Im Hessischen

sagt man „bluffen“ für „bellen“. Im Neumiederdeutschen ist „bluffen“, „verbluffen“ noch nachweisbar als im Sinne von „durch Schrecken verwirren“, „durch Gebarden und Wort Furcht einjagen“, „einschüchtern“. Auch der Zusammenhang des Wortes mit dem alten deutschen „bluofling“ in der Bedeutung von „überraschend“ ist nicht von der Hand zu weisen, wie z. B. in dem Reim eines Fastnachtspieles:

„Weicht ab, tret umbe und raumet auf,  
E man Euch bluoflinga überlauf.“

Man könnte ja bei uns ganz gut auf das Wort „Bluff“ überhaupt verzichten und dafür sagen „Einschüchterungsversuch“ und „einschüchtern“, aber diese Bezeichnungen sind zu plump ehrlich deutsch. Ein „Einschüchterungsversuch“ kann ja auch mit anständigen und ehrlichen Mitteln gemacht werden. „Bluff“, das kurze, rakettenartig klingende Wort malt aber vorzüglich das Lärmende, Raute, zugleich aber auch Hölle, Leere und rasch Verpuffende, das in den englischen „Einschüchterungsversuchen“ liegt. Also lassen wir ausnahmsweise einmal den Engländern die Sache, und uns das Wort.

Hans Pförtner.



#### Luftige Ecke.

„Du bist ein ehrlicher Junge“, sagte die alte Dame, als sie den Briefumschlag mit den 5 Zehnmarkscheinen öffnete. „aber das Geld, das ich verlor, war ein Fünfsigmarkschein. Hast du das nicht in der Anzeige gelesen?“ — „Ja, anädine Frau“, erklärte der Junge. „Es war auch ein Fünfsigmarkschein, den ich gefunden habe, aber ich habe ihn wechseln lassen, damit Sie mir die Belohnung auszahlen könnten.“

„Wie geht's euch heute?“ fragte der Gutsherr seinen Pächter. — „Sehr gut, Herr, sehr gut, wenn's nicht wegen des Rheumatismus in meinem rechten Bein wäre.“ — „Ach, ihr müßt nicht klagen, ihr werdet alt, wie wir anderen auch, und das Alter kommt nicht allein.“ — „Alter, Herr?“ rief der Pächter aus. „Das Alter hat nichts damit zu tun. Hier mein anderes Bein ist gerade so alt und ist noch gesund und gelenkig.“

Eine reiche Amerikanerin, die kürzlich aus Europa heimgekehrt war, nahm an einem ihr zu Ehren gegebenen Tee teil. „Und sind Sie tatsächlich in Rom gewesen?“ fragte die Gastgeberin. — „Ich weiß wirklich nicht, Liebste“, antwortete die Heimgekehrte. „Sehen Sie, mein Mann hat immer die Fahrkarten gekauft.“

In der Hoffnung, der erste zu sein, der eine unwillkommene Neuigkeit berichtete, stürzte der Jüngling ins Haus und sagte: „Vater ich habe mich heute mit Fräulein Schulze verlobt.“ — „Ich weiß“, war die nüchterne Entgegnung des Vaters. „Frau Schulze war hier, um mit mir darüber zu reden.“ — „So“, sagte der Sohn, „hoffentlich hast du ebenso gut abgeschnitten wie ich.“

„Ich frage mich erstaunt, warum Niese so beliebt ist in der Gesellschaft“, sagte Frau Müller. „Sie singt und spielt nicht, ja sie deklamirt nicht mal.“ — „Ei“, verlegte Herr Müller, „das ist vermutlich der Grund.“

„Haben Sie Zeugnisse?“ fragte die Hausfrau. — „Ja, anädine Frau, 'ne Menae“, antwortete das sich vorstellende Dienstmädchen. — „Warum haben Sie dann nicht einige mitgebracht?“ — „O, anädine Frau, um die Wahrheit zu sagen, sie sind gerade wie meine Photographien. Keins wird mir gerecht.“

Der Schulinspektor machte seinen gefürchteten jährlichen Besuch in der kleinen ländlichen Schule, und die Klasse wurde in Naturgeschichte geprüft. „Nun, Kinder“, sagte der nervöse junge Lehrer und hielt eine Apfelblüte hoch. „was kommt nach dieser Blume?“ — „Ein kleiner grüner Apfel“, rief die Klasse im Chor. Der Lehrer hatte das Gefühl, daß das Schlimmste überstanden sei. „Gut“, sprach er. „Und nun, Karlchen, kannst du uns sagen, was nach dem kleinen grünen Apfel kommt?“ — „Ja, Herr Lehrer“, rief Karlchen, „Leibweh!“

„Ländliche Erzenanisse“, beklagte sich der Verbraucher, „kosten heutzutage ein aut Teil mehr als früher.“ — „Das stimmt“, pflichtete der Gutsherr vergnügt bei. „Wenn ein Landwirt den botanischen Namen wissen muß von dem, was er baut, und den zoologischen Namen von dem Insekt, das es frisst, und den chemischen Namen von dem, das dies vertilgt, dann muß irgendetwas jemand dafür bezahlen.“